

FILMFESTIVAL LOCARNO Zwiespältig ist die Bilanz des Festivals: Ein guter Wettbewerb kontrastiert mit einem schwachen Piazza-Programm. Seite 39

KULTUR

MURTEN CLASSICS Am Jubiläumskonzert sind die Pop-Sängerin Mia Aegerter und die Camerata Schweiz gemeinsam aufgetreten. Seite 31

«Es bleibt uns nur die Fiktion»

In zwei Vorlesungen sprach **Max Frisch** 1981 in New York über Sinn und Aufgabe von Literatur

Eine kompetent kommentierte Ausgabe präsentiert die Texte mit einem Nachwort von Peter Bichsel erstmals auf Deutsch. «Schwarzes Quadrat» zeigt auf bewegende Weise auf, wie differenziert, selbstkritisch und intelligent Max Frisch mit seinem eigenen Werk und mit den gesellschaftlichen und poetologischen Fragen seiner Zeit umgegangen ist.

CHARLES LINSMAYER

1981 war das Jahr von Frischs 70. Geburtstag. Er wurde im Hause des Verlegers Unsel in Frankfurt von einer Versammlung der deutschsprachigen Literatur gefeiert, wie sie nur einmal im 20. Jahrhundert zusammengekommen ist, und auch beim Steirischen Herbst in Graz stand er unumstritten im Mittelpunkt.

Mit der Schweiz aber bekundete Frisch damals Mühe. Sein letztes Werk, «Der Mensch erscheint im Holozän», war da wie übrigens im ganzen deutschen Sprachraum eher verhalten aufgenommen worden, eine Zürcher Ehrengabe hatte er aus Protest gegen die Kantonsregierung abgelehnt, und es zeichnete sich immer deutlicher ab, dass er für längere Zeit in die USA übersiedeln würde. Da war «Der Mensch erscheint im Holozän» zur besten Erzählung des Jahres gewählt worden, und 1980 hatte Frisch nach der Scheidung von seiner Frau Marianne auch die Beziehung zur 32 Jahre jüngeren Alice Carey, der Lynn aus «Montauk», wiederaufgenommen. So kaufte er sich im Frühling 1981 eine Wohnung an der Prince Street und beschloss, sich endgültig in New York niederzulassen. In einer Stadt, die, folgt man Peter Bichsel, einen Teil jener Utopie verkörperte, nach der er schreibend lebenslang auf der Suche war.

Redner in eigener Sache

Am 2. und 4. November 1981 hielt Frisch am City College in New York in englischer Sprache zwei Vorlesungen unter den Titeln «The writer's journey: From impulse to imagination» bzw. «The writer and his partners: The function of literature in society», denen am 5. November



1981 kehrte Max Frisch Zürich den Rücken und zog nach New York.

STRKEYSTONE

eine Diskussion mit sechs Autoren, darunter Harold Brodkey und Lore Segal, folgte, welche Letztere die Vorträge ins Englische übersetzt hatte. Während der englische Text der Vorlesungen in den Achtzigerjahren in der New Yorker Zeitschrift «Fiction» publiziert wurde, ruhte Frischs deutschsprachiges Typoskript unveröffentlicht im Zürcher Frisch-Archiv und ist nun von Daniel de Vin, Dozent an der Katholischen Universität Brüssel, unter dem Titel «Schwarzes Quadrat» herausgegeben, kommentiert und um eine Zusammenfassung der Diskussion von 1981 aus der Feder von Mark J. Mirsky sowie um ein Nachwort von Peter Bichsel ergänzt worden.

Frisch schreibt eine lapidarknappe Sprache, die ganz offenbar für die Wiedergabe in einem Idiom gedacht ist, das er, so Peter Bichsel,

«kannte, aber nicht konnte». So braucht er Wörter wie «Eduktion» oder «Ambassador» und verfällt auch schon mal in Wendungen wie «ein Buch, that i like very much». Weil er glaubt, dass sein Englisch für das Auditorium nicht nur beiläufig, sondern auch anstrengend sein werde, lässt er eine Reihe längerer Zitate aus Übersetzungen seiner Werke (vor allem aus dem «Tagebuch 1946–1949», aber auch aus «Stiller» oder «Montauk») vortragen, die er dann aus dem Bewusstseinsstand von 1981 kommentiert – was zugleich das Prinzip, aber auch den Charme der keineswegs trocken wirkenden Veranstaltung ausmacht.

Abschied vom Engagement

«Um nicht missverstanden zu werden: Ich habe nichts gegen Theorien. Ich habe nur selber kei-

ne, lautet ein einleitender Aphorismus, aber Frisch lässt sich dann doch dazu herbei, Fragen wie diejenige nach dem Sinn und dem (gesellschaftlichen) Nutzen des Schreibens oder nach der Rolle des Fiktiven zu stellen und zu beantworten. Von der «littérature engagée», die er begrifflich bei Sartre entlehnt und für die er Gottlieb und Keller als Zeugen anführt, hält er, konfrontiert mit eigenen angriffenen Stellen von 1947 und von 1967, nur noch wenig: «Das ist nicht Literatur, das ist nur das Tagebuch eines Schriftstellers, das zeigt, wie er als Staatsbürger reagiert auf ein Ereignis – und es ist ein Ausdruck seiner politischen Ohnmacht.» Aber auch das, was er «Deskription» nennt, befriedigt nicht. Kafkas «Strafkolonie» sagt mehr aus über Auschwitz als jede Beschreibung. «Die Wahrheit kann man nicht be-

schreiben, nur erfinden.» Es bleibt uns nur die Fiktion. Ein These, die Frisch, der mit «Montauk» eben noch den «Rückzug ins Private» vollzogen hatte, sofort wieder relativiert, indem er anfügt: «Es gibt keine Fiktion, die nicht auf Erfahrung beruht.» Und dann zitiert er, ohne nochmals darauf zurückzukommen, den Satz aus «Montauk»: «Ich habe mich selbst nie beschrieben. Ich habe mich nur verraten.»

Utopie und Irritation

Frisch kommt auf viele andere Autoren zu sprechen, kehrt aber immer wieder zu Brecht und Büchners zurück, die seine eigenen Intentionen am ehesten entsprechen. Vor allem auch da, wo er von Utopie spricht, die für ihn, weil er nicht (oder nicht mehr) an die Wirkung von Literatur glaubt, nur noch eines sein kann: «das Be-

kenntnis zur Trauer, die Einladung zum Protest. Die Literatur liefert (implizit) die Utopie, dass Menschsein anders sein könnte.» Am Ende lässt er sich zwar zur Formulierung eines eigentlichen Manifests hinreissen, das, unter offensichtlicher Wiederzulassung des Radikal-Privaten, deklarieren soll, was Poesie ist: «der Durchbruch zur genuinen Erfahrung unserer menschlichen Existenz in ihrer geschichtlichen Bedingtheit.»

Aber er stellt das Manifest unter den Titel «Schwarzes Quadrat», was unter Hinweis auf ein Bild von Kasimir Malewitsch nur besagen kann, dass dieses Utopische, dieses «Andere», das die Literatur liefern kann, zwar irgendwie da ist, aber nicht erklärt oder definiert werden kann. «Die Funktion der Literatur in der Gesellschaft, mein eich, ist die permanente Irritation, dass es siegt.» «Schwarzes Quadrat» zeigt auf bewegende Weise auf, wie differenziert, selbstkritisch und intelligent Max Frisch mit seinem eigenen Werk und mit den gesellschaftlichen und poetologischen Fragen seiner Zeit umgegangen ist. Es relativiert überzeugend jene Meinung vom ideologisch einseitig voreingenommenen Schriftsteller, als der er in der Schweiz lange Zeit von vielen abgelehnt worden ist, und es rückt den altersweise Gewordenen mit der Kernaussage, dass Kunst, ausser dass sie sich als Kunst legitimiere, keine Legitimation brauche, fast ein bisschen in die Nähe von Emil Staiger.

Peter Bichsel hat dem Band ein sehr schönes, freundschaftliches Nachwort beigefügt, das die Begegnungen der beiden Schriftsteller im New York der frühen Achtzigerjahre eindrücklich wieder aufleben lässt und das vielleicht einzig da ein bisschen zu weit geht, wo es behauptet, Frischs Vorlesungen liessen sich wie ein «verschlüsseltes New Yorker Tagebuch». «Schlüssel» vielleicht schon, aber dann eher ein Schlüssel zum besseren, kritischeren Verständnis von Frischs nach wie vor aktuellen literarischen Werken.

[1] DAS BUCH Max Frisch: Schwarzes Quadrat. Zwei Poetikvorlesungen. Mit Texten von Daniel de Vin, Mark Jay Mirsky und Peter Bichsel. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main, 2008. 93 S., Fr. 26.40.

Getanzter Königsmord

Uraufführung des Theaterstücks «Albrecht»: Die **Königsfelder Festspiele** machen ihre Gründungsgeschichte zum Thema

Ein Königsmord vor 700 Jahren wird zum zeitgenössischen Theater: Die **Königsfelder Festspiele bei Brugg** zeigen «Albrecht», eine assoziative Zeitreise in eine sehr ferne und zugleich sehr nahe Epoche.

PETER SURBER

Die Klosterkirche von Königsfelden, vor 35 Jahren vom Tänzer Jean Derocals Festspiel-Stätte entdeckt, ist allein schon die Reise wert. We-

nau diesem verdankt die Kirche ihre Entstehung. Königin Elisabeth stiftete sie im Jahr 1308 im Gedenken an ihren Mann, Habsburgerkönig Albrecht I. Diesen hatte sein Neffe Johann am Morgen des 1. Mai hier auf freiem Feld gemeuchelt, weil ihm der Onkel sein Erbe vorenthielt. Der Tyrannmord hatte europäische Dimensionen; Habsburg sollte danach erst ein Jahrhundert später zur Grossmacht werden.

Kirche statt Krimi

Die historischen Hakenschlüge im Dreieck Eidgenossen-Burgund-

schierte. Sie öffnen einen weitläufigen Assoziationsraum zwischen Mittelalter und Gegenwart, zwischen Leben und Tod.

Zentrum des Geschehens ist das gewaltig gemauerte Grabmal, tonenschwer im Gegensatz zum fliehend hohen, schmalen Kirchenbau. Anders als bei früheren Königsfelder Inszenierungen wird es nicht verdeckt, sondern ist Sinnzentrum des ganzen Spiels.

Zu Beginn hält sich eine festlich gekleidete Gesellschaft auf scheuer Distanz zum Grabmal. Später liegt auf ihm einer der Tänzer hinge-



süchtig machenden Akkorde des Kyrie aus der «Messe de Tournai» singt. Und gegen Ende verwandelt sich der Grabstein auch mal zum Trampolin für die virtuoseren Tänzer.

Aus dem Tod blüht Leben, aus dem Requiem ein frivol heiteres Madrigal von Luca Marenzio. So geht es hin und her, der Königsmord repetiert sich, Text- und Musikschichten schieben sich anspruchsvoll ineinander, Latein, Französisch, Italienisch und Deutsch, Gesualdos «Tenebrae» oder Pierre de la Rue neben weltlichen Madrigalen. Und das 14. reibt

kalensemblen unter Peter Siegwart. Zum Gesang kommt das Spiel hinzu: Egli formiert den Chor ebenso wie das zehnköpfige Tanzensemble wechsend im Kirchenraum, vor und hinter Säulen, unter den Spitzbögen oder oben auf der Empore. Und bringt so die karge Königsfelder Architektur bewegt mit ins Spiel. Licht und Ausstattung (Bert de Raeymaecker, Lenka Radecky-Kupfer) schaffen Atmosphäre, ein Instrumentalensemble evokiert Mittelalter und Gegenwart.

Wer dem Text folgen will, bleibt zwar chancenlos – die wogenden

nige Gehminuten vom Bahnhof Brugg entfernt, durch Baustellen- gewühl Richtung römisches Vindonissa, empfängt erst mal ein gewaltiger Ahorn die Besucher. Er schlägt seine Äste vom Park der Psychiatrischen Klinik hinüber zur nicht minder einzigartigen Klosteranlage. Kein Ort für einen Mord – aber ge-

Habsburg zeichnet ein kluger Beitrag im Programmheft nach. Ein Fall für Mordstheater ist der Albrecht-Mord jedoch nicht. Peter Siegwart, der künstlerische Leiter des alle vier Jahre stattfindenden Festivals, und Choreograf Philipp Egli lassen sich mehr von der Spiritualität der Kirche leiten als von den Blutspuren der Ge-

streckt, nachdem der Mord mit den drastischen Worten des Chronisten zwar erzählt, jedoch nur leicht pantomimisch angedeutet wurde – beispielhaft für die allen Naturalismus vermeidende, poetische Bewegungssprache des Stücks. Zwei Männer ringen auf ihm um Leben und Tod, während der Chor die



Eine **poetische** Bewegungssprache prägt das Stück. ZVG

sich am 21. Jahrhundert: Alfred Zimmerlin hat Texte von Ingrid Fichtner zu hoch fragmentierten, dichten Sprech- und Singdrametten vertont.

Famoses Vokalensemble

Ein gewaltiges Pensum für den famosen Profichor des Zürcher Vo-

Bilder und Gesänge laden aber zur assoziativen Zeitreise in eine sehr fern und zugleich sehr nahe Epoche.

[1] **WEITERE AUFFÜHRUNGEN** bis 6. September, jeweils Do bis So 20 Uhr. Spieldauer rund 2 Stunden. www.koenigsfelder-festspiel.ch